

Leseprobe aus Band 22 der edition*fünf*–

Judith Barrington

Wiederbelebung

Erinnerungen

Aus dem Englischen von Ebba D. Drolshagen

edition*fünf*–

Band 22 der edition *fünf*

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe 2014

© 2014 edition *fünf*

Verlag Silke Weniger, Gräfelfing / Hamburg

herausgegeben von Karen Nölle

im Vertrieb bei Edition Nautilus, Hamburg

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Übersetzung: Ebba Drolshagen

Titel der Originalausgabe *Lifesaving: A Memoir*, erschienen 2000 bei

Eighth Mountain Press, Portland, Oregon, USA

© 2000 Judith Barrington

© Nachwort Ebba Drolshagen

Lektorat Sophia Jungmann

Gestaltung, Satz und Herstellung Kathleen Bernsdorf, Berlin

Schriften ITC Charter, Trade Gothic

Druck und Bindung Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-942374-45-3

www.editionfuenf.de

Prolog Nabelschnur 9

Erster Teil Kein Entkommen 25 Die Straße nach Perelada 39

Initiation 58 Pacos Mutter 68 Señor Serras Romanze 79

Ausatmen 97 Traumzeit 107 Männergeschichten 115

El Cordobés 132 Der große Regen 147

Zweiter Teil Wellen schlagen 159 Steine 173

Epilog Leben retten 189

Danksagung 205 Nachwort 207

Prolog

Nabelschnur

Ich war ungefähr zwölf Jahre alt, als mein Vater, meine Mutter und ich an der Segelregatta von Shoreham nach Littlehampton teilnahmen. Ich bin diese Regatta mehrmals gesegelt, hier aber geht es um das einzige Mal, als meine Mutter mitkam – jenes Mal, das zu einer regelrechten Familienlegende wurde.

Meiner Meinung nach handelt diese Geschichte von der panischen Angst, die meine Mutter zeit ihres Lebens vor dem Meer hatte, und der Sturheit meines Vaters. Vielleicht auch von dem absurden Würdebegriff der britischen Mittelschicht, vor allem dem ihrer männlichen Vertreter, demzufolge man stets und um jeden Preis das Gesicht wahren muss. Die Geschichte mag sich tatsächlich um genau diesen Preis drehen, den manche von uns zahlen mussten, um ebenjenes Gesicht zu wahren. Sie mag auch von der lebenslangen Sehnsucht eines Kindes handeln, seine Mutter zu retten. Aber wenn ich jetzt zu erzählen beginne, was an jenem Tag der Regatta geschah, dann handelt meine Erzählung nicht zuletzt davon, wie Mythen entstehen und wie unzuverlässig Erinnerungen sind. Erinnerungen, die im Schatten von Mythen verborgen liegen, kurz davor, im Dunkeln zu verschwinden.

Es hätte eine einfache Tagestour werden sollen: vom Jachtclub direkt den Fluss hinunter, durch den Hafen, wo schon die Dünung des Meeres zu spüren war, vorbei an Hafenummauer, Startlinie und Startschussanlage, und dann auf gerader Strecke westwärts nach Littlehampton. Aber die Schwierigkeiten

begannen schon am frühen Morgen, noch bevor wir das Boot von unserem Liegeplatz in die Flusströmung manövriert hatten. Meine Mutter war ungewöhnlich still, sie hatte große Angst, seekrank zu werden. Als mein Vater und ich ihr vom Steg in das kleine Schlauchboot hinabhalfen, um zum Segelboot hinauszurudern, missachtete sie unsere Anweisungen. Statt auf die Bodenbretter trat sie fest auf den blauen Kunststoff, woraufhin das Schlauchboot sich um ihre Beine zusammenfaltete und mit ihr in den Schlamm sank.

Sie fuhr nach Hause, um sich umzuziehen, und ich fragte mich, ob sie wiederkommen würde. Sie hatte seit Tagen über die Regatta geklagt, eine lange Liste von Dingen herunterbetet, die sie erledigen müsse, und gesagt, es sei wirklich albern, all diese Mühen auf sich zu nehmen, nur um ein paar Meilen an einer geraden Küste entlangzusegeln. Außerdem, so betonte sie mehrfach, würde niemand, der noch recht bei Trost war, nach Littlehampton fahren, um dort zu übernachten. Ich wusste, dass hinter alledem echte Panik steckte; ich wusste es, weil sie mir einmal gesagt hatte, dass sie ganz sicher sei, sie werde eines Tages auf See sterben, und ich hatte ihr geglaubt. Ich weiß nicht mehr, wo oder unter welchen Umständen sie mir dieses entscheidende Detail erzählt hat, aber ich erinnere mich gut an spätere Hinweise auf den Wahrheitsgehalt, den diese Aussage für sie barg: dass sie das Kino verlassen musste, sobald stürmische See gezeigt wurde; wie sie selbst bei den ruhigsten Fährfahrten zwischen Dover und Calais immer totenbleich wurde. Ich hätte ihr deshalb kaum Vorwürfe gemacht, wenn sie den Zwischenfall mit dem Schlauchboot als Entschuldigung benutzt hätte, um nicht an der Littlehampton-Regatta

teilzunehmen, aber eine Art Ehrgefühl, möglicherweise auch eine unausgesprochene Drohung vonseiten meines Vaters, ließen sie eine Stunde später zurückkehren, und wir konnten gerade noch rechtzeitig für den Start der Regatta ablegen.

Während wir unter Motor den Fluss hinuntertuckerten und der Benzingeruch vom Innenbordmotor aufstieg, konnte ich zusehen, wie meine Mutter immer bleicher wurde. Ich drehte mich weg und versuchte dabei, das grelle Gelb zu ignorieren, in dem mein Vater das 28-Fuß-Boot gestrichen und das er darüber hinaus *Guapa* getauft hatte, spanisch für *schön*. Ich fand dieses Gelb überhaupt nicht schön, ich war für Nachtblau gewesen, meine damalige Lieblingsfarbe. Meine Mutter, die erdliebende Gärtnerin, hatte für Grün votiert. Mein Vater aber, der unbedingt mit seinen kümmerlichen nautischen Kenntnissen prahlen musste, beharrte auf Gelb. Diese Farbe, sagte er, falle auf dem Meer am meisten auf, daher auch gelbe Schwimmwesten. In jener Phase des Hasses auf meinen Vater – eine Phase, die sehr lange andauerte – starrte ich den gleißend gelben Anstrich an und fand ihn einfach nur peinlich. Allerdings fand ich damals im Grunde alles peinlich, vor allem, wenn ich mit meinen Eltern zusammen war. Wenn Gelb am sichersten war, hätten doch alle Yachten gelb gestrichen sein müssen, aber keine war es, weder im Yachtclub noch auf dem Fluss. Niemand sonst war idiotisch genug, auf einem schwimmenden Eidotter herumzusegeln.

Sobald wir die Hafenummauer hinter uns gelassen hatten, setzten wir die Segel und nahmen Kurs auf Worthing. Wenig später flaute der Wind ab, also holten wir das Vorsegel ein und zogen die größere Genua auf, um mit den schnittigeren Jach-

ten mithalten zu können, die ihre Spinnaker setzten. Ohne den Lärm und den Gestank des Motors war meine Mutter etwas munterer, blieb aber weiterhin reglos neben meinem Vater sitzen, der das Ruder hielt und entschlossen nach vorn blickte. Wenn ich nicht gerade angebrüllt wurde, ein bestimmtes Segel zu reffen oder eine Wende vorzubereiten, lag ich auf dem Kajütendach und schaute am Mast vorbei zum dicht bewölkten Himmel hinauf, in dem hin und wieder ein blaues Fleckchen aufblitzte. In einiger Entfernung ragte schon die Pier von Worthing ins Meer, wo, noch allerdings nicht zu sehen, Touristen am glänzenden Wasser entlangpromenierten, klebrige rosa Zuckerwatte in den Händen, und alte Leute, die den überwiegenden Teil von Worthings Bevölkerung stellten, Ellbogen an Ellbogen in gestreiften Liegestühlen saßen. Auf unserem Boot gab es dagegen nur die Segel, die rhythmisch gegen den Metallmast schlugen, das dunkelgrüne Wasser, das gelegentlich an die Bordwand schmatzte, das Kreischen der Möwen, die unablässig ans Schiff heranflogen und sich wieder abfallen ließen.

Etwas später ging ich in die Kajüte, um einen Pullover überzuziehen. Die Wolken schienen jetzt tiefer zu hängen, mein Vater klopfte auf seinen neuen Kompass mit kardanischer Aufhängung. Als ich wieder nach oben kam, herrschte um uns herum dichter Nebel: von der Pier keine Spur. Ich blickte zum Strand hinüber, er war ebenso verschwunden wie der Wind. Wassertropfen setzten sich auf mein Haar, als mein Vater den Motor startete und ein wenig aufs Meer hinaustuckerte. »Um die Pier machen wir einen schönen großen Bogen«, sagte er. Meine Mutter saß stocksteif da, die Hände verkrampft, und schwieg.

Eine Stunde später saß ich auf dem Bug und aß Kartoffelchips aus der Tüte, nachdem ich begriffen hatte, dass meine Mutter, die langsam grünlich wurde, sie nicht in ihrer Nähe haben wollte. Das Meer war fast glatt und der Nebel inzwischen so dicht, dass sogar mein Vater am Ruder zu verschwimmen begann. In mir brodelte regelrechter Hass auf, als der Motor gleichmäßig tuckerte und mein Vater laufend fröhliche Kommentare abgab: »Ein Glück, dass ich so viel Benzin mitgenommen habe« oder »Bei diesem Tempo kann es nicht lang dauern«. Ab und zu beugte er sich über den neuen Kompass, drehte oder studierte ihn mit seitlich geneigtem Kopf. Ich wusste genau, dass er keine Ahnung hatte, wie er funktionierte.

Weil wir unser Vorankommen nicht am Land abschätzen konnten und das ruhige Wasser auf unsere Vorwärtsbewegung kaum reagierte, hatten wir bald das Gefühl, uns gar nicht zu bewegen. Gerade als es den Anschein hatte, wir würden ewig nur auf ein und derselben Stelle herumtuckern, gab es einen erheblichen Ruck, gefolgt von einer unverkennbaren Vorwärtsdrehung. Wir waren auf einen Felsen aufgelaufen.

»Was war das? Was ist passiert?«, piepste meine Mutter mit einer Stimme, die sie kaum unter Kontrolle hatte.

»Wir sind auf einen Felsen aufgelaufen«, antwortete mein Vater, nachdem er den Motor abgestellt hatte. »Wir sind auf einen Felsen aufgelaufen.«

»Das weiß ich«, sagte meine Mutter in jenem scharfen Ton, der, wie ich wusste, ihre Panik kaschierte. »Selbst nach diesem grauenhaften Morgen habe ich den Verstand noch nicht ganz verloren. Ich will wissen, was du jetzt zu tun gedenkst.«

Mein Vater wirkte nervös. Er stand auf, setzte sich wieder.

Schließlich aber stand er mit dem Gestus der Entschlossenheit auf und straffte gleichsam den ganzen Körper, wie er es zu tun pflegte, wenn er etwas Bedeutendes in Angriff zu nehmen gedachte. Er stieg in die Kajüte hinab und breitete auf dem Tisch eine Seekarte aus. »Ich versuche, den Felsen zu finden«, rief er uns zu, als wir ungläubig hinunterspähten.

»Nun sei nicht albern, Rex«, fauchte meine Mutter. »Was soll das bringen. Es ist offensichtlich ein Felsen, und wir sitzen offensichtlich darauf fest. Es ist egal, wo er ist. Sieh zu, dass du uns freibekommst.« Einen Augenblick lang zitterte ihr Kinn, als würde sie gleich weinen. Das hatte ich in meinem Leben erst zwei Mal zuvor gesehen. Mein Vater bekam davon nichts mit.

»Also«, sagte mein Vater, »wenn es nicht noch ebbt, können wir es vielleicht freiziehen.« Er holte das Beiboot heraus, faltete es wieder aus, befestigte es an einem langen Tau und legte den Anker hinein. Dann sagte er, ich solle hineinsteigen und vom Heck weg rudern, bis er mir Bescheid gebe, dass ich anhalten und den Anker ins Wasser werfen solle.

Keine drei Meter vom Boot entfernt hatte mich der Nebel völlig verschluckt. Ich war in meiner eigenen grauen Welt, losgelöst von allem, abgesehen von dem Tau, das sich wie eine lange Nabelschnur zu den Stimmen meiner Eltern hin streckte, die auf einmal bedenklich laut wurden. »Du holst sie augenblicklich zurück«, sagte meine Mutter, unter die Wut in ihrer Stimme mischte sich ein leichtes Zittern. »Hörst du, ich dulde das nicht!« Kurz darauf begann auch mein Vater zu schreien. »Herrgott, Violet, jetzt werde nicht hysterisch. Das Mädchen ist in absoluter Sicherheit, siehst du nicht, dass sie an diesem Tau hängt?«

Ich ruderte stetig weiter und fragte mich, ob ich träumte, ob ich jemals zur Jacht zurückkehren müsste oder ob ich hier, auf diesem watteweichen Fleckchen, nicht einfach sitzen bleiben könnte, bis die Stimmen verebhten. In einem Anflug von wütender Schadenfreude konstatierte ich, dass ich die *Guapa* trotz ihres gelben Anstrichs im Nebel nicht sehen konnte. So viel dazu! Ich glitt gerade in einen angenehmen Schwebезustand zurück, da rief mein Vater mir zu, ich solle den Anker werfen.

Als ich wieder sicher an Bord war, warf er den Motor an und legte den Rückwärtsgang ein, während wir alle drei am Ankertau zogen, um die *Guapa* von ihrem felsigen Untergrund zu befreien. Sie bewegte sich keinen Millimeter. »Ich schätze, das Wasser läuft noch ab«, sagte er. »Wir müssen hier warten, bis die Flut kommt und uns anhebt.«

»Und wann genau wird das sein?«, wollte meine Mutter wissen.

»Ach, in ein paar Stunden«, sagte er leichthin.

Meine Mutter und ich sahen uns an. Er hatte offensichtlich keine Ahnung.

Sieben Jahre später ertranken meine Eltern. Diesmal war es nicht eindeutig mein Vater, der die Sache vermasselte, außer man möchte es Vermasseln nennen, wenn jemand einen Menschen zu einer Kreuzfahrt überredet, ja nötigt, der das Meer panisch fürchtet. Denn es war schließlich der Schiffseigner, der es mit der vorgeschriebenen Sicherheitsinspektion nicht so genau nahm und das Kreuzfahrtschiff *Lakonia* mit einer Neuverkabelung in See stechen ließ, die später einen Brand auslöste; es war die Schiffsbesatzung, die in Panik geriet und mehrere voll

besetzte Rettungsboote so zu Wasser ließ, dass sie kenterten, es war der Kapitän des Schiffes, der zuließ, dass die verbleibenden Rettungsboote nur halb gefüllt herabgelassen wurden. Trotz alledem konnten 905 Passagiere gerettet werden, wobei meine Eltern zu den nur 131 Menschen gehörten, die ertranken. Hier gab es durchaus Spielraum für Vermasseln, und ich fragte mich immer wieder: War es einfach Zufall gewesen, oder mussten in den Momenten davor weitreichende Entscheidungen getroffen werden? Hatten sich meine Eltern gestritten? – Ich konnte mir leicht vorstellen, dass sich meine Mutter schlichtweg weigerte, in ein Rettungsboot zu steigen, nachdem sie die Schreie derer gehört hatte, die ins Meer gestürzt waren. Und hatte mein Vater so getan, als wüsste er, was er tat, bis zum bitteren Ende, bis sie schließlich keine andere Wahl mehr hatten, als über eine Leiter von dem brennenden Schiff hinab ins Meer zu steigen?

Ich weiß zu wenig, um erzählen zu können, was auf diesem Kreuzfahrtschiff passierte, darum erzähle ich lieber die andere Geschichte weiter, die lustige. Diese Geschichte ist von so vielen meiner Verwandten so oft erzählt worden, dass alle Fakten klar, allerdings nicht unbedingt korrekt sind. Doch obwohl die Geschichte so oft erzählt und wiedererzählt wurde, dass sie einem wirklichen Erinnern völlig entrückt ist, spüre ich immer noch den klammen Nebel auf dem Gesicht, sehe die Wassertropfen an der gelben Farbe herunterlaufen. Und selbst wenn ich dazu meine Phantasie bemühen muss, kann ich auch meine Eltern sehen: Pa mit der blauen Baskenmütze, mit der er auf geradezu absurde Weise weder einem französischen Fischer noch einen Maler ähnelte; er sah vielmehr aus, als müsste er eigentlich einen jener blauen Blazer mit Messingknöpfen tragen,

den alle Hobbysegler trugen – jedenfalls die, die in meiner Vorstellung gerade in Littlehampton Whiskey tranken, während wir irgendwo vor der Südküste Englands auf unserem Felsen festsaßen. Und meine Mutter? Ich erinnere mich an die massige Erscheinung ihres zusammengekauerten Körpers, ihren angespannten Blick, der die Stirn zwischen den Augenbrauen furchte. Diese Furche wurde umso tiefer, als wir die ersten Nebelhörner großer Schiffe hörten. Ich erinnere mich an die körperliche Gestalt, die ihre Besorgnis annahm, eine Besorgnis, die in meiner Magengrube immer ein Gefühl der Panik und den Wunsch auslöste, sie vor allem zu retten.

Was ich nicht in den Fokus bekomme, ist die Tochter. Die Zwölfjährige mit mürrischem Gesichtsausdruck, die ihre Füße provokant über das körnige Kajütendach zieht, als man sie bittet, zum Bug zu gehen und Ausschau zu halten. Sie kann nicht nur von schlichtem Hass auf ihren Vater angetrieben gewesen sein, aber nur an ihn erinnere ich mich. Es muss damals noch etwas anderes gegeben haben, aber trotzdem ist dieser Zorn alles, was haftengeblieben ist – die einzige Erinnerung, die auch sieben Jahre später noch existierte, als der Vater die Mutter erneut mit aufs Meer nahm. Und die Tochter nicht dabei war, um jemanden zu retten.

Die Nebelhörner zerrten wirklich an den Nerven. Wir alle wussten, dass der Ärmelkanal von bedeutenden Schiffahrtswegen durchzogen war. Meine Mutter und ich waren absolut sicher, dass mein Vater von der Bedienung des Kompasses keine Ahnung hatte, und uns war klar, dass wir möglicherweise aufs offene Meer hinausgetrieben waren, nachdem wir das Ufer aus

dem Blick verloren hatten. Der Gedanke an den Bug eines Öltankers, der plötzlich wie eine Wand aus dem Nebel auftauchte und uns zerquetschte, ließ sich nur schwer verdrängen. Unser einziger Trost war tatsächlich der Felsen. »Alle Schiffe kennen diesen Felsen, da gibt es keinen Zweifel«, sagte mein Vater, als er unsere Angst schließlich begriff. »Die machen einen großen Bogen um uns.«

»Vorausgesetzt, sie wissen, wie ihr Kompass funktioniert«, murmelte ich leise.

Meine Mutter und ich versuchten es mit Spielen. »Ich sehe was, was du nicht siehst« war allerdings kein Erfolg, wir sahen ja nichts außer der kleinen Schüssel, auf der wir nach wie vor saßen, da wir keinesfalls unter Deck gehen und die Illusion aufgeben wollten, dass wir an unserem Schicksal mitwirkten. Aber auch das gute alte Spiel »Zwanzig Fragen« ging zäh voran und endete schließlich, als wir uns nicht einigen konnten, ob der Felsen unter unserem Kiel wohl mineralisch war, wie meine Mutter meinte, oder tierisch, entsprechend meiner doch sehr unwahrscheinlichen Behauptung, es könne sich um ein Korallenriff oder einen Berg Muschelschalen handeln. Eine Zeit lang trommelten wir den Rhythmus von Musicalliedern, was aber meinem Vater, der so unmusikalisch war wie nur möglich, stark auf die Nerven ging. Als ich auf dem Kajütendach eine gelungene zweihändige Interpretation von *The Surrey with the Fringe on Top* hinlegte, polterte er schließlich: »Jetzt hör mit diesem Krach auf, Judith. Ich versuche zu hören, ob die Flut schon zurückkommt«. Also hörte ich auf, ging unter Deck und las in dem fleckigen *Sherlock Holmes*, der seit meiner ersten Nacht auf der *Guapa* in einem der Schränke lag.

Dort unten las ich, als ich irgendwann meine Mutter mit angespannter Stimme sagen hörte: »Was ist das?«

»Was ist was?«, fragte mein Vater. »Wo?«

»Da. Da drüben. Rechts vom Mast. Siehst du das nicht?«

Ich kletterte die Treppe hoch und starrte in den Nebel. Da war wirklich etwas Verschwommenes zu sehen; vielleicht eine Möwe, aber es bewegte sich kaum. Ich fokussierte es wie ein Objekt, das zwanzig oder dreißig Meter entfernt war, aber es schien weder ein Schiff noch ein Segelboot zu sein. Eine Markierungsboje vielleicht?

Plötzlich und sehr zu unserem Schrecken sortierte sich das dunkle Etwas zu einer menschlichen Gestalt. Ein Hund kam bellend aus dem weißen Nichts gerannt. Keine sechs Meter von uns entfernt ging dort ein Mann auf weichem Sand mit seinem Hund spazieren. Uns allen, sogar meinem Vater, verschlug es eine Minute lang die Sprache. Dann winkte der Mann und rief gut gelaunt: »Ahoi!«

Mein Vater sammelte sich rasch. »Guten Tag«, sagte er, fast in Habachtstellung. »Könnten Sie uns freundlicherweise sagen, wo wir sind? Dieser Nebel hat uns etwas durcheinandergebracht, Sie verstehen.«

»O je«, sagte der Mann. »Dies ist der Strand von Angmering. Sie wissen, wo das ist?«

»Selbstverständlich«, sagte mein Vater. »Aber wo genau liegt Littlehampton?«

An diesem Punkt hätte ich eigentlich laut losprusten müssen. Vielleicht tat ich es auch, vielleicht glückte sogar meine Mutter in den Kragen ihres Regenmantels. Das ist das Problem mit der Erinnerung. Die lachende Zwölfjährige, der die Absur-

dität ihres Vaters möglicherweise gar gefiel, ist der wütenden Tochter des sturen Vaters gewichen. Die immer wieder erzählte Geschichte – oder vielleicht die nie erzählte spätere Geschichte – hat die echten Erinnerungen geschluckt.

»Nun«, sagte der Mann freundlich, »es liegt geradeaus in diese Richtung«, und er deutete in die Richtung, aus der er gekommen war. »Aber ich vermute, es wird noch ein paar Stunden dauern, bis Sie genug Wasser unter dem Kiel haben, um freizukommen. Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein?«

»Nein, nein, vielen Dank, sehr freundlich«, sagte mein Vater. »Alles bestens. Aber schon sehr lästig, dieser Nebel.« Und der Mann schlenderte daraufhin in sein Leben zurück, das ihn vermutlich nur wenige Meter jenseits unserer Sichtweite erwartete.

Wir verbrachten schließlich die Nacht an Bord der *Guapa*, und zwar ankerten wir an der Hafeneinfahrt von Littlehampton, weil es zu dunkel und zu neblig war, um die Bojen zu erkennen, die uns die Fahrrinne zwischen den Sandbänken angezeigt hätten. Wir waren tatsächlich mit der Flut von dem Felsen freigekommen und hatten festgestellt, dass unser Rumpf keinen Schaden genommen hatte. Trotzdem war nun der Versuch, dort draußen zu schlafen, mit all den klagenden Nebelhörnern und einer Nacht, die so langsam dahinkroch, als dauerte sie die ganzen Sommerferien, noch viel schlimmer, als auf dem Felsen festzusitzen. Wir waren nun viel näher an den großen Schifffahrtsrouten, als wir es am Strand von Angmering gewesen waren.

Mein Vater schlief. Tatsächlich schnarchte er fast die ganze Nacht. Wenn er nicht schlief, lag er auf dem Rücken, einen Arm

unter den Kopf geschoben, und schien nachzudenken. Würde es mir heute helfen, wenn ich wüsste, was er damals dachte? Würde es die Wut zerstreuen oder nur weiter anfachen? Würde es dabei helfen, die zweite Geschichte zusammenzufügen – die Geschichte des anderen Schiffs, der *Lakonia*, in jener anderen dunklen Nacht?

Meine Mutter lag ruhig, schlief aber nicht, und vielleicht waren ihre Gedanken bereits eine Generalprobe für das große Ereignis. Sieben Jahre später, irgendwo nördlich der Kanarischen Inseln, würde sie erneut zu viel Zeit zum Warten und Nachdenken haben, um sie herum nichts als der Ozean, von dem sie immer gewusst hatte, dass er sie am Ende holen würde.

Und ich? Was war mit mir? Ich erinnere mich an einige Fakten – dass mein Vater an keiner Stelle zu meiner Mutter sagte: »Mach dir keine Sorgen«, außer mit einer Gereiztheit, die eigentlich »Halt endlich die Klappe« bedeutete; dass meine Mutter kein einziges Mal den Arm um mich legte. Niemand räumte ein, dass wir in Gefahr waren. Niemand gestand seine Angst ein. Niemand gab zu erkennen, dass es ungewöhnlich war, irgendwo vor dem Hafen von Littlehampton zu übernachten. Gefühle aber sind flüchtiger als Fakten. So schwierig es ist, heute noch die Zwölfjährige zu sehen, die auf ihrer Koje die Knie eng umschlungen hält oder aus dem Bullauge auf das silbrige Wasser blickt, so sicher weiß ich, dass sie sich damals wünschte, sie könne etwas Heldenhaftes tun, um ihre Mutter zu retten. Normalerweise kannte sie solche Impulse nur in Abwesenheit ihres Vaters, und hier war er alles andere als abwesend. *Er* müsste hier der Held sein, dachte sie. Es war fraglos seine Aufgabe, ihre Mutter zu retten; und wenn man bedenkt,

dass sie, nachdem der Tag klar und sonnig angebrochen war, in den Hafen einliefen, nur um dort festzustellen, dass alle anderen nach Hause gesegelt waren, aufgegeben und somit ihnen den Regattasieg überlassen hatten, und dass sie dort eins der besten Frühstücke ihres Lebens bekamen, nun, dann musste sie zugeben, dass er, dank schieren Glücks, seine Aufgabe erfüllt hatte. Dieses Mal.

Aber als sieben Jahre später jemand – und in ihrem tiefsten Inneren wusste sie einfach, dass dieser Jemand ihr Vater war – es wirklich vermasselte, als es weder in Littlehampton noch sonstwo Frühstück gab, da wusste die Zwölfjährige, die inzwischen eine Neunzehnjährige war, dass es doch von jeher ihre Aufgabe gewesen war. Sie hätte da sein müssen, daran hatte sie nicht den geringsten Zweifel.